

DIE GRÜNDUNG VON MARSEILLE

EIN VERSUCH ZUR GESCHICHTE VON SAGE UND SITTE

Der Ursprung der Stadt Marseille liegt für uns nicht im Dunkeln. Sie ist eine Kolonie ionischer Seefahrer, die weit über das Meer kommend eine Handelsniederlage anlegten, um das keltische und germanische Nordland mit Waren zu versorgen. Hier war die Eingangspforte zur Rhône, die eine uralte Verkehrsstrasse gewesen sein muss. Marseille oder Massalia, wie es damals hiess, gelangte schnell zur Blüte und wurde eine reiche und mächtige Siedelung. Um den Akt der Besitzergreifung ihres Bodens aber spinnt die Sage. Aristoteles hat in einem Bruchstück der *Μασσαλιωτῶν πολιτεία* folgende Erzählung des Ereignisses gegeben (ein Parallelbericht bei Justin enthält nur belanglose Abweichungen¹): Euxenos von Phokäa war mit dem Könige Nanos (so hiess er) befreundet. Dieser Nanos richtete seiner Tochter die Hochzeit und lud Euxenos, der zufällig eingetroffen war, zum Mahle. Die Hochzeit wurde folgendermassen veranstaltet. Nach dem Essen trat das Mädchen ein und musste eine Schale mit Weingemisch demjenigen von den anwesenden Freiern reichen, dem sie geneigt war, der aber, dem sie die Schale reichte, war zum Bräutigam bestimmt. Das Mädchen, Gepta mit Namen, reicht sie, sei es aus Zufall, sei es aus irgend einer andern Ursache, dem Euxenos. Auf Grund dieses Geschehnisses und der Forderung des Vaters, sie zum Weibe zu nehmen, da die

¹ Trogi Pompei epitoma 43, 3, 8 ff. Der Grieche heisst Protis, das Mädchen Gyptis und reicht statt des Weines Wasser, s. u. S. 12 A. 3. Der Name des Königs ist Nannus, s. u. S. 15 A. 1. Wichtig ist die Fortsetzung der Geschichte von Massalia, wie sie Justin gibt, die uns freilich hier nichts angeht. Zu notieren wäre nur, dass Nannus nach dieser Fortsetzung als Ligurer zu betrachten ist.

Darreichung sich nach göttlicher Fügung vollzogen habe, nahm sie Euxenos und machte sie zu seiner Frau, nachdem er ihren Namen in Aristoxene verändert hatte. Aristoteles berichtet noch, dass das Paar einen Sohn namens Protis bekam, auf den ein Massaliotisches Adelsgeschlecht, die Protiaden, seinen Stammbaum zurückführte. Schon im Altertum ist bemerkt worden, dass die Erzählung eine Doublette besass. Athenaios, der im dreizehnten Buch 576^a die Feststellung macht, beruft sich für jene andere Geschichte auf den Alexanderhistoriker Chares von Mytilene. Nach ihm sah Zariadres, des Hystaspes jüngerer Bruder, der Herr der Länder oberhalb der kaspischen Tore und bis zum Tanaïs, eines Nachts im Traume Odatis, die schönste Jungfrau Asiens, und auch ihr träumte von ihm. Zariadres, von Liebe ergriffen, hält bei ihrem Vater Omartes, der jenseits des Tanais regierte, um die Hand des Mädchens an, wird jedoch abgewiesen; denn Omartes hatte keinen männlichen Erben und wollte darum die Tochter einem seiner Getreuen zur Gattin geben. Eines Tages versammelte er die Grossen seines Reiches, Freunde und Verwandte, und veranstaltete ein Gelage; als es den Höhepunkt erreicht hatte, hiess er Odatis eintreten und aus der Versammlung den zum Gatten erwählen, dem sie eine gefüllte Trinkschale reiche. 'Sie schaute alle im Kreise an und entfernte sich dann unter Tränen, weil sie Zariadres zu sehen begehrte. Denn sie hatte ihm geschrieben, dass ihre Hochzeit bereitet werden solle.' Zariadres aber hatte sich, allein von seinem Wagenlenker begleitet, heimlich auf den Weg gemacht und in kurzer Zeit rund 800 Stadien zurückgelegt. 'In der Nähe des Dorfes angelangt, wo man die Hochzeit veranstaltete, liess er den Wagen mitsamt dem Lenker an bestimmter Stelle halten und ging in skythischer Tracht weiter. Er trat in die Halle, und als er Odatis an dem Schenktisch stehen und unter Tränen langsam die Schale zubereiten sah, näherte er sich ihr und sagte: Odatis, hier bin ich, wie du verlangtest, Zariadres. Sie gewährte, dass der Fremdling schön und dem Traumbild ähnlich war, und reichte ihm voller Freude die Schale. Und er raubte die Odatis und führte sie zum Wagen und floh mit ihr. Die Diener und Dienerinnen, die Mitwisser des Liebesverhältnisses waren, hielten den Mund und leugneten trotz dem Befehl des Vaters zu sprechen alle Kenntnis vom Wege, den sie genommen hatten.' So weit Athenaios, dessen Erzählung zum

guten Teil wörtlich wiedergegeben werden musste, weil sie die Kritik herausfordert, wie wir noch sehen werden. Dass sie mit der Geschichte von Massalias Gründung nahe verwandt ist, leuchtet auf den ersten Blick ein, aber sonstige Spuren führen in anderer Richtung weiter. Wir müssen die wertvollen Bemerkungen heranziehen, die Erwin Rohde im Griechischen Roman¹ zur Sache gemacht hat. Im Anschluss an eine Beobachtung Droysens stellt er die nahe Beziehung der Sage von Zariadres zu der schönen Erzählung von Guschtasp Brautwerbung fest, wie sie im Königsbuche Firdusis überliefert ist. G. lebt unbekannt in Rôm (d. h. Rom). Der Kaiser von Rôm veranstaltet ein Fest, bei dem seine Tochter einen Gatten wählen soll. Sie aber hat im Traume unter vielen Männern Einen gesehen, schön vor allen, den sie einzig liebt. Guschtasp ist auch zum Fest gegangen; die Prinzessin erkennt in ihm den Jüngling des Traumes und reicht ihm den Strauss zum Zeichen ihrer Wahl². Wenn nun Chares, der Gewährsmann des Athenaios, am Schlusse seiner Erzählung versichert, sie sei in den Geschichtsbüchern aufgeschrieben, bei den Asiaten wohl bekannt und auch malerisch in Tempeln, Königshallen und Privathäusern dargestellt, so findet Rohde in Firdusis Novelle eine deutliche Bestätigung dieser Behauptung; es sei offenbar, dass wir es mit zwei Versionen derselben persischen Sage zu tun haben. Vermöge einer, im Leben der Sage nicht seltenen Verschiebung sei bei Firdusi Guschtasp (Hystaspes) zum Helden geworden, der bei Chares ein Bruder des Zariadres heisst; im übrigen sei die Übereinstimmung ganz einzigartig. Der Kern sei alt und im Orient zu Hause; die Gründungsgeschichte Massalias sei ein matter, westlicher Ausläufer der Wandersage, durch die ionischen Kolonisten, die aus Kleinasien kamen, vermittelt. Rohde hat aber, um die orientalische Herkunft der Erzählung zu erhärten, noch weiteres Material aus Asien beigebracht, doch ist ihm nicht entgangen, dass auch europäische Märchen eine merkwürdige Beziehung zu unserer Geschichte enthalten. Es lohnt sich nicht, alle Einzelheiten seiner Darlegung zu rekapitulieren; bei einem Versuch, das bekannt gewordene Material nach den in ihm enthaltenen Motiven zu sichten, wird das Wichtigste ohnehin

¹ 1. Aufl. S. 46 ff.

² E. Rohde aO. S. 46.

vorzuführen sein. Der Grundmotive sind nun wesentlich drei. Das erste ist der Traum der Liebenden. Die Nachweise, die Rohde gibt, lehren deutlich, dass sämtliche Variationen unserer Erzählung mit diesem Vorspiel dem Orient angehören. Öfters wird das Traumgesicht dem Mädchen allein zuteil; die Beliebtheit des Motivs gerade im Orient wird von Rohde richtig aus dem abgeschlossenen Leben der Frauen erklärt, das die Romanschriftsteller zwingt nach ungewöhnlichen Mitteln Umschau zu halten, um die Paare zusammenzubringen¹. Ich kann hier noch eine chinesische Erzählung, die sechste in Martin Bubers chinesischen Geister- und Liebesgeschichten, beibringen, in der die Träume der Verliebten sehr ausführlich und realistisch geschildert werden und das Mädchen seinen Auserwählten später mit dem Geschenk eines Schuhs auszeichnet. Der eigentliche Kernpunkt unserer Geschichte ist aber erstens die Versammlung der Freier und zweitens die Bestimmung des Gatten durch eine Gabe der Braut. So, ohne Traum, berichtet der persische Historiker Mirkhond die Guschtaspsage. In den europäischen Versionen finden sich überhaupt nur diese beiden Motive miteinander verbunden. Die älteste Erzählung von solcher Art nächst der massalotischen Sage ist die von Helenas Vermählung, wie sie der Mythograph Hygin gibt (fab. 78): *Helenam propter formae dignitatem complures ex civitatibus in coniugium proci petebant. Tyndareus . . . ne quid ex ea re discordiae nasceretur monitus ab Ulixo iureiurando eos obligavit et in arbitrio Helenae posuit, ut cui vellet nubere coronam imponeret. Menelao imposuit. cui Tyndareus eam dedit uxorem regnumque moriens Menelao tradidit.* Auch das ist eine so weitgehende Entsprechung zu der Sage von Massalia, dass Erwin Rohde, wäre er darauf eingegangen, doch wohl hätte Bedenken tragen müssen, den orientalischen Ursprung der Geschichte ohne weiteres zu behaupten. Eine zweite antike, wahrscheinlich griechische Novelle lässt sich wenigstens als entfernte Verwandte gleichfalls in den Zusammenhang einbeziehen und erweckt besonderes Interesse, weil sie sich mit einer vorhin angeführten chinesischen Erzählung im Motiv berührt: einem badenden Mädchen (bald ist es die Hetäre Rhodopis, bald Aphrodite selber) entführt ein Adler einen Schuh und wirft ihn einem Manne zu (Psammetich, Anaplades, Hermes),

¹ aO. S. 49 Anm. 4.

der, von der Kleinheit des Fusses entzückt, die Eigentümerin sucht und zu seiner Gattin macht¹. Wie mir scheint, ist nur eines vorweg einigermassen bestimmt anzunehmen, nämlich, dass der Urtypus solcher Geschichten aus bestehendem Brauch der Gattenwahl durch die Frau entsprungen ist. So verpönt der Ausdruck sein mag, wir werden auf eine Form des Matriarchats gewiesen. Es hat wenig Wert, Vermutungen über den Ort anzustellen, an dem die Novelle entsprang, von der wir noch sehen werden, dass ihre Spuren in ein graues Alter zurückführen. Eine wirkliche Möglichkeit aber besteht, ihre orientalische und europäische Version zu scheiden, wie wir oben getan haben, und nun gilt es, die europäische noch etwas genauer zu betrachten. Wir haben da zunächst eine Familie von Märchen heranzuziehen, die über Europa verbreitet sind², in denen die Tochter eines Königs oder Vezirs alle Bewerber um ihre Hand sich versammeln lässt und ihren Ausgewählten durch Zuwerfen eines Apfels oder Balls bezeichnet. Ein wenig entstellt ist der ursprüngliche Zug in dem Grimmschen Märchen vom Eisenhans (Nr. 136): ein Gärtnerjunge heiratet eine Prinzessin, nachdem er die Feinde ihres Vaters besiegt und dreimal einen goldenen Apfel aufgefangen hat, den das Mädchen bei einem Fest unter die 'Ritter' wirft³. Diese Märchen haben ihrerseits wieder Verwandte ausserhalb Europas, in denen aber bezeichnenderweise der Traum der Liebenden allemal fehlt: eine in Ägypten aufgezeichnete Arabererzählung (bei Cosquin Contes de Lorraine I S. 147 f.), in der die Gattenwahl durch Zuwurf des Schnupftuchs vollzogen wird, eine indische, in der ein goldener Halschmuck denselben Dienst leistet (Cosquin aaO. S. 152). Eine zweite, etwas ferner stehende Märchengruppe hat zum Inhalt, wie ein dummer Bauernbursche einer Prinzessin, die ihn verspottet hat, wider ihren Willen zu einem Kinde verhilft, wie dann der unbekannte Vater ausfindig gemacht wird, indem alle Männer des Landes an dem Mädchen und seinem Knaben vorüberziehen und dieser seinen Erzeuger durch einen über-

¹ Aelian varia hist. XIII 33, Hygin Astronomica II 16.

² Zu den von Rohde verzeichneten (S. 46 Anm. 3) kommt noch Krauss 1000 Sagen und Märchen der Südslaven S. 189 f. und Cosquin, Contes de Lorraine XII.

³ Dazu noch die Varianten bei Köhler Kl. Schr. I S. 334 Anm. 1.

reichten Apfel bezeichnet. Ein Repräsentant dieser Märchengruppe ausserhalb Europas ist mir nicht bekannt geworden¹.

Im ganzen ergibt sich, dass der Erzählungstypus weit verbreitet ist und mancherlei Spielformen angenommen hat, aber anscheinend nur in Asien hat sich mit ihm das Traummotiv verbunden². Die stärkste Variation finden wir in den Gaben, mit denen der Erwählte als Bräutigam anerkannt wird, und hier scheint nun der Punkt zu sein, bei dem wir einsetzen müssen, um die Untersuchung zu greifbareren Ergebnissen zu führen. Das Geschenk des Apfels ist auch noch in einer armenischen Sage begegnet, auf die W. Schmid in den Nachträgen zu Rohdes Buch aufmerksam gemacht hat³. Es steht ausser Zweifel, dass dies Geschenk seinen Ursprung aus wirklicher Sitte genommen hat. Noch jetzt ist in den Balkanländern der Apfel eine charakteristische Verlobungsgabe und hat gleiche Bedeutung wie bei uns der Ring⁴. Seine Wertung als Liebessymbol ist sehr alt und braucht nicht erörtert zu werden⁵, immerhin dürfen wir die Gelegenheit benutzen, an die Erzählung vom Urteil des Paris zu erinnern, das, genau besehen, ja nichts anderes als eine Umkehr unserer Novelle ist: ein Jüngling wählt unter drei Schönen und reicht der Schönsten einen Apfel; zum Dank erhält er die herrlichste Frau⁶. Wohl niemand wird bestreiten, dass die Geschichte in den Zusammenhang gehört, in den wir sie einreihen, und damit ist auch das hohe Alter unseres Novellentypus erwiesen. Tritt an Stelle eines Apfels die Orange, wie es in einer per-

¹ Ausser Rohde aaO. s. Köhler Kl. Schr. I S. 405, Poestion Lappländische Märchen S. 100. Wisser Plattdeutsche Volksmärchen S. 194, A. Rittershaus Neuisländische Volksmärchen CXVII mit den Anm.

² In anderem Zusammenhang ist es europäischen Märchen nicht fremd: s. A. Rittershaus Neuisl. Märchen Nr. 61 S. 249. Das Märchen ist dunkeln Ursprungs und könnte aus dem Orient stammen, zu dem die Isländer Erzählungen einige auffallende Beziehungen haben.

³ Nachträge zur dritten Aufl. S. 614.

⁴ Krauss, Tausend Sagen und Märchen der Südslaven I S. 406 Nr. 120. Piprek, Slawische Brautwerbungs- und Hochzeitsgebräuche S. 116 f. Der Ball ist sekundärer Ersatz.

⁵ Material bei Gruppe, Gr. Mythologie (s. den Index s. v.).

⁶ Aphrodite war gewiss ursprünglich selbst die bestimmte Gattin, wie schon Usener in anderem Zusammenhang bemerkt: Kl. Schriften IV 72.

sischen Fassung der Fall ist, so dürfen wir darin wohl eine Konzession des Erzählers an die einheimische Botanik erblicken. Neben dem Apfel begegnet ferner der Ring, über den nicht gesprochen zu werden braucht. Auch ein Blumenstrauss figurirt noch heute unter den Gegenständen, die dem Bräutigam bei der Verlobung oder vor der Hochzeit von der Braut gereicht werden (s. bes. Piprek, Slawische Brautwerbungs- und Hochzeitsgebräuche S. 167), und wenn Helena nach der alten Sage Menelaos durch einen aufgesetzten Kranz als Verlobten kundtat, so mag man erwägen, dass noch jetzt die Braut bei den Halloren und in slavischen Gegenden dem Bräutigam einen Kranz zu winden pflegt (Wuttke, Volksabergl. S. 560. Piprek aO.): Blumenstrauss und Kranz haben gleiche Bedeutung, die sich ohne weiteres daraus ergibt, dass nur dem unberührten Mädchen der Kranz, der vermählten Frau dagegen die Haube zukommt. Auch der Schuh besitzt in der Liebessymbolik eine anerkannte Stellung¹, und das zugeworfene Schnupftuch der arabischen Erzählung entspricht einem wirklich geübten orientalischen Brauch, die Favoritin zu bestimmen. In einem indischen Märchen reicht die Braut ein goldenes Halsband. Auch da ist ein sinnvoller Zusammenhang ohne weiteres gegeben, weil die Kette ein Stück Eigentum und zugleich ein Zeichen fester Bindung ist. Die Analogie legt nahe, bei dem dargebotenen Becher, den wir bei Aristoteles und Chares finden, Abhängigkeit von einem Hochzeitsbrauch, der bestand, vorauszusetzen. Zwar glaube ich nicht, dass uns die noch heute in deutschen Landen nachweisbare Sitte des sogenannten Weinkaufs auf den rechten Weg leiten kann; denn diese Bestätigung der Verlobung durch einen guten Trunk gründet sich auf die Auffassung, dass die Verlobung ein abgeschlossener Vertrag ist und daher wie jede andere getroffene Abmachung durch einen Becher Weines besiegelt werden muss; keineswegs ist der gebotene Trunk das Mittel zum Zweck, eine Entscheidung erst herbeizuführen, den Gatten als solchen zu bestimmen oder anzuerkennen. Da ist eher ein Brauch der Südslaven in der Krain von Bedeutung, der manche Analogien in anderen slavischen Hochzeitssitten hat. Der Akt spielt bei der Über-

¹ Wuttke, Volksabergl. 552 f. Gruppe, Gr. Mythol. S. 1332 mit Anm. 4. S. 1333. Jetzt H. Visoký in den Mitteilungen und Hinweisen, Archiv für Religionsw. 18 (1915).

gabe der Braut an den Gatten. Nach der Darstellung Pipekrs S. 113 werden ihm zunächst einige Frauen einzeln vorgeführt, aber endlich erscheint die Braut mit einem Becher Wein in der Hand, verhüllt mit einem roten Tuche. Sie reicht dem Bräutigam das Tuch und umkreist ihn dreimal. Sodann stellt sie sich vor ihn hin, trinkt ein wenig von dem Wein und bietet den Becher dem Bräutigam, der den Wein schnell austrinkt und den Becher gegen die Wand wirft. Die Feierlichkeit der Zeremonie ist unverkennbar, und danach wird man ihr eine bestimmende Bedeutung zusprechen dürfen.

Nun ist nicht zu übersehen, dass wenigstens einzelne der angeführten Bräuche eine ausgesprochen lokale Begrenzung besitzen, wie denn das zugeworfene Schnupftuch ganz und gar orientalisches ist und in einer originalen Erzählung westlicher Völker schwerlich einen Platz gefunden hätte. Wenn Aristoteles und Chares das werbende Mädchen mit dem Becher operieren lassen, so erhebt sich zunächst wohl die Frage, ob wir in dieser Handlung einen Niederschlag griechischer Sitten erkennen dürfen, oder ob sie vielleicht eine Möglichkeit bietet, die Lokalfarbe der Erzählung anderweitig zu bestimmen, doch müssen wir, ehe wir der Frage näher treten, den Bericht des Chares, wie er bei Athenaios steht, etwas schärfer ins Auge fassen.

Wir erkennen dann unschwer, dass er nicht frei von Anstoss ist. Der König hat verkündet, seine Tochter solle dem Manne gehören, dem sie eine goldene Schale mit Mischtrank reiche. Während sie den Trank bereitet, erscheint plötzlich der heimlich Geliebte und gibt sich zu erkennen. Das Mädchen bietet ihm den Becher und lässt sich entführen. Hier ist Eines gewiss überflüssig. Wenn Odatis dem unerwartet auftretenden Geliebten den Trunk reicht, so war der Vater durch sein Wort gebunden und eine Entführung daher nicht notwendig. Die Überraschung des Vaters ist ja die eigentliche Pointe der anderen Geschichten. Wenn dagegen Entführung geplant war, so war die Zeremonie mit dem Becher keineswegs erforderlich und für die Liebenden höchstens ein Zeitverlust. Der Schluss liegt nahe, dass eine Kontamination stattgefunden hat; dass aber tatsächlich die Entführung eingeflickt ist, lehrt doch wohl die Analogie aller übrigen Fälle, die von ihr nichts wissen, vor allem die unmittelbar verwandte persische Guschtaspsage. Nicht ohne Staunen lesen wir bei Chares, dass die Dienerschaft in die Sache eingeweiht ist und stand-

haft schweigt, als der König sich nach den Flüchtlingen erkundigt. Aus der Novelle ist ein Roman geworden, aber er ist es geworden durch eine ungeschickte und widerspruchsvolle Erweiterung. Chares scheint das Bedürfnis verspürt zu haben, die Sache melodramatisch auszugestalten, und so hat er abgegriffene Züge der Liebesromantik angefliekt, die das einfache Gefüge der alten Novelle zerreißen. Aber, um Entführung und Flucht anzubringen, war er gezwungen, die Königstochter aus der Mitte der Männer zu entfernen, und da war der Becher ein bequemes Hilfsmittel. Denn der Weintrank muss zunächst zubereitet werden, und diese Mischung wird nach Chares an besonderer Stelle vorgenommen; so wird das kurze Zwiegespräch der Liebenden und ihre Erkennung erst möglich. Hätte die Königstochter den erwählten Freier mit einem Blumenstrauss bestimmen müssen, wie es bei Firdusi geschieht, so wären alle jene Weiterungen von selber ausgeschlossen gewesen. Erwägt man nun, dass sowohl Aristoteles wie Chares Vertraute Alexanders des Grossen waren und demnach auch miteinander in Beziehungen gestanden sind, so liegt die Vermutung um so näher, dass die Πολιτεῖαι des grossen Philosophen dem Chares kein unbekanntes Buch waren, und dass der Becher von ihm aus der analogen Erzählung von Massalia entlehnt ist, die ihm Aristoteles bot. Wenn man dann beide Geschichten unter diesem Gesichtspunkt mit einander vergleicht, so empfindet man bei Chares auch das Bestreben, sein Vorbild zu überbieten. Als das Mädchen die Weisung des Vaters vernimmt, bricht es in Tränen aus und entfernt sich, den Befehl wider Willen auszuführen. Der Geliebte aber ist durch einen Brief, eines der üblichen Regiemittel des antiken Romans, von der bevorstehenden Hochzeit unterrichtet; als er eilends herbeikommt, findet er Odatis weinend beim Mischkrug, nimmt den Trunk und setzt die Entführung in Szene. Die Romantik ist durch spannende Momente gesteigert und zugleich ist auf Rührung des Lesers Bedacht genommen.

Wir halten demgemäss das Bechermotiv nur in der Sage von Massalia für originell, wir halten es aber zweitens auch für wahrscheinlich ungriechisch. Wohl war es in Griechenland üblich, dass die Frau den Mann, der von getanem Werk dürstend heimkehrte, mit einem Trunk begrüsst, aber nie hat sie beim Mahle oder bei sonst einer festlichen Gelegenheit Wein gereicht, geschweige denn dass eine derartige Vermählungs-

zeremonie aus dem griechischen Altertum bekannt geworden wäre. Szenen wahrscheinlich der Bewillkommung sind auf Reliefs und Vasen in typischer Form dargestellt: ein gewaffneter Krieger, der steht oder sitzt, oder ein alter sitzender Mann hält eine Schale hin, in die eine stehende Frau aus einem Krüge Wein giesst (s. zB. Wiener Vorlegeblätter V 5 VII 1 VIII 4 VIII 6, Serie D VIII 2), gelegentlich reicht sie selbst die Schale. In diesen Fällen ist auch da, wo es sich um Darstellung eines heroisierten Toten handelt, Nachbildung eines Brauchs aus dem Leben anzunehmen. Eine Variante bilden Reiterreliefs, deren Typus Deneken nach einem Relief aus Tanagra beschreibt: dem mit anliegendem Panzer gerüsteten Reiter, welchem sein Sklave mit einem erlegten Hasen am geschulterten Lagobolon folgt, tritt eine langbekleidete Frauengestalt entgegen; sie reicht dem Ankommenden eine Schale dar, die sie mit der Rechten aus der Weinkanne gefüllt hat¹.

Wir haben ferner auch Darstellungen von Abschiedsszenen, auf denen eine Frau den Trunk reicht². Scharf scheiden sich hiervon die des sogenannten Totenmahls, auf denen der Schenk nicht zu fehlen pflegt, auch da nicht, wo neben dem heroisierten Toten die Gattin abgebildet wird (s. die kl. Darstellung bei v. Sybel, Katalog der Skulpturen zu Athen 325). Nie kommt es dort vor, dass die Frau dem Manne den Wein eingiesst (Deneken in Roschers Myth. Lex. S. 2576). Solche Unterscheidung kann nicht zufällig sein, und andere Beobachtungen stimmen zu ihr. Die ehrbare Frau war bei den Griechen klassischer Zeit vom Symposion der Männer überhaupt ausgeschlossen. Richtig ist, dass das festliche Hochzeitsmahl eine Ausnahme machte, aber die Geschlechter sassen getrennt an besonderen Tischen³. Noch Lucian sagt in der Schilderung seines Symposions ausdrücklich, dass Braut und Bräutigam mit ihrem Gefolge von Frauen und Männern völlig

¹ Deneken in Roschers Mythol. Lexikon I S. 2558. Von einer Begrüssungsszene dürfte auch Juvenal I 69 ff. sprechen; wie Plinius h. n. XIV 14 lehrt, schied sich auch römische Sitte scharf von der gleich zu besprechenden germanischen.

² Gesichert ist die Auffassung in Darstellungen vom Abschied des Amphiaraios; s. Carl Robert, Bild und Lied S. 14. Es ist wichtig, dass nicht Eriphyle, sondern eine Schaffnerin den Abschiedstrank spendet.

³ Hermann-Blümner, Griechische Privataltertümer 1882 S. 272.

geschieden zur linken und rechten Wand des Zimmers lagerten. Auch bei den Mahlen von Kultvereinen, bei denen Frauen beteiligt waren, sieht man die Trennung der Geschlechter durchgeführt¹. Man kann als ziemlich gewiss behaupten, dass eine Frau, vor allem eine Jungfrau, die dienend und Wein reichend in einer Versammlung von Männern auftritt, für den Griechen historischer Zeit eine unfassbare Konzeption ist. Wer die Handlung Geptas aus griechischem Brauch ableiten wollte, müsste wohl oder übel an die Begrüssungsszenen anknüpfen. Ich will solch eine Anknüpfung nicht für unmöglich erklären, andererseits aber braucht eine Sage aus Massalia nicht unbedingt griechisches Wesen zu reflektieren. Es könnte sich auch um eine Sitte der Kelten oder Ligerer handeln, die den oben berichteten slavischen Hochzeitsbräuchen entspricht. Da scheint mir nun eine Parallele aus dem germanischen Norden nicht unwichtig, an die mich mein Kollege Beth erinnert hat.

Es ist die romantische Geschichte der Brautwerbung des Authari um Theudelinde, die Tochter des Bajuwarenkönigs Garibald, nach Paulus Diaconus in den *Gesta Langobard.* III 30. Nachdem die Gesandtschaft das Jawort zurückgebracht hatte, begehrt Authari selbst seine Brant zu sehen und kommt mit einer neuen Gesandtschaft, selbst als Bote auftretend, der seinem Herrn gewisse Kunde über die Schönheit der Braut bringen will. Sie gefällt ihm, und nun sagt er: *si placet vestrae potestati, de eius manu, sicut nobis postea factura est, vini poculum sumere praeoptamus. Cumque rex id fieri debere annuisset, illa accepto vini poculo ei prius qui senior esse videbatur propinavit. Deinde cum Authari, quem suum esse sponsum nesciebat, porrexisset, ille, postquam bibit ac poculum redderet, eius manum nemine animadvertente digito tetigit dexteramque suam sibi a fronte per nasum ac faciem produxit. Illa hoc suae nutrici rubore profusa nuntiavit. Cui nutrix ait: Iste nisi ipse rex et sponsus tuus esset, te omnino tan-*

¹ Studniczka, Das Symposion Ptolemaios II. Abh. der königl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften XXX 2 (1914) S. 141. Unklar ist die Darstellung auf dem Relief von Nikaia in Bithynien (Studniczka aO. S. 145 Anm. 6). Die Abbildungen, auch die Photographie bei Svoronos, sind so undeutlich, dass man nicht unterscheidet, ob Frauen und Männer dargestellt sind, ob sie etwa durcheinander oder getrennt sitzen. — Von Hetärenszenen kann selbstverständlich keine Rede sein; eine solche ist auf der Brygosschale bei Hartwig, Meisterschalen Tafel 34 gemalt.

gere non auderet etc. Die Begrüssung mit dem Becher hat doch hier ohne Zweifel für Authari eine symbolische Bedeutung; gleichzeitig ist die Erzählung wichtig als Zeugnis für den auch sonst genügend bekannten germanischen Brauch, nach dem die Hausfrau bei festlicher Gelegenheit den Männern den Wein kredenzt¹. Dass sie teilnahm am Gelag, ist dazu die Voraussetzung; ich weise im übrigen noch hin auf den Fall der hl. Bathilde, der Gemahlin Chlodovechs II., einer schönen Angelsäxsin, die als Mädchen von einem vornehmen Franken gehalten worden war, ihm in seiner Kammer den Weinbecher zu reichen². Nun hat die Geschichte Theudelindes aber noch eine Fortsetzung, und sie ist für uns sogar das Wichtigere. Nach dem Tode Autharis wählte sie auf Wunsch der Longobardenfürsten einen neuen Gatten und bestimmte dazu in aller Stille den Agilulf, Herzog von Turin. Als er, zu Hofe beschieden, vor die Königin trat, war er unwissend, was sie ihm wolle. Und die Königin nahm einen Becher, trank daraus und bot ihm den Wein. Sie meinte damit, dass sie ihm Minne zutrinke als Verlöbniß, er aber merkte das nicht, fasste den Becher, und als er ihn zurückgab, küsste er ehrfürchtig ihre Hand. Da lächelte die Königin und sprach zu ihm von Hochzeit und Königtum³. Hier stossen wir auf Verlobungsbrauch, der dem der Krainer Slaven entspricht, und finden gleichzeitig eine Erzählung, die, da die Frau als wählende auftritt, das Motiv von Massalia in überaus anmutiger Form wiederholt; wir sind aber mit den Germanen zugleich den Kelten um ein gutes Stück näher gekommen. Vielleicht kann uns die nordische Zwergensage noch weiter führen. Mancher vornehmen Familie des Nordens schreibt die Volks-

¹ Darüber handelt ausführlich Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter II² S. 123 ff.

² G. Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit I S. 198 f.

³ Freytag aO. S. 200 nach Paulus Diaconus III 35: Die Verlobung mit Authari erzählt Freytag an der entscheidenden Stelle nicht der Überlieferung gemäss, weshalb ich da das Original vorlegte. Grundgedanke ist die *διακονία* gegenüber dem gewählten Mann; dadurch begibt sich die Frau freiwillig ihrer Vorrechte. Ich komme hier auf die Variante des Justin zurück: Wenn das Mädchen seinem Auserwählten Wasser bietet, so mag es Wasser zur Handwaschung (*χέρνιψ*) sein, wie man es beim Mahle nahm. Die Königstochter erscheint dann erst recht als 'Dienende'.

überlieferung den Besitz eines Bechers oder Trinkhorns zu, die als ein Geschenk der Zwerge gelten und das Glück und den Fortbestand des Geschlechts verbürgen¹. Von dergleichen steht natürlich nichts in der aristotelischen Erzählung, und es macht sogar einen wesentlichen Unterschied, dass man, wie die Sagen lehren, aus dem von den elbischen Wesen gereichten Becher nur ja nicht trinken darf. Trotzdem führt hier unseres Erachtens ein richtiger Weg zur Erkenntnis des alten Zusammenhangs. L. Strackerjan² teilt aus Hamelmanns Oldenburger Chronik folgende Erzählung mit, die uns als Ausgangspunkt dienen kann: 'Graf Otto von Oldenburg war ein eifriger Jäger. Als er einst mit seinen Dienern im Barnefürsholze jagte, führte ihn die hitzige Verfolgung eines Rehs weg von den Dienern in die Osenberge. Erschöpft von der Hitze und dem eiligen Ritte hielt er mit seinem weissen Pferde auf dem Osenberge und sah sich nach seinen Hunden um. Ach Gott, wer nun einen kühlenden Trunk hätte! rief er aus. Da tat sich der Osenberg auf, und heraus trat eine schöne Jungfrau, wohl geschmückt, mit köstlichen Kleidern angetan, die Haare über die Achseln geteilt und oben mit einem Kranze bedeckt, und bot dem Grafen ein silbernes, reich und künstlich verziertes Trinkhorn: der Graf wolle daraus trinken, sich zu erquicken'. Doch jener weigert sich trotz allem Zureden, Bescheid zu tun, zuletzt schwingt er das Horn hinter sich und giesst es aus, wobei einige Tropfen auf des Pferdes Rücken fielen, dessen Haare sie sogleich verbrannten. Die Jungfrau begehrt ihr Horn zurück, aber der Graf gibt dem Ross die Sporen und eilt von dannen. Das Trinkhorn soll später nach Kopenhagen gekommen sein. Die Analogie vieler Sagen lehrt, dass die Jungfrau an Stelle eines Zwerges steht, und so ist denn anderweitiger Oldenburger Überlieferung durchaus zu trauen, die weiss, dass die schöne Frau, welche dem verirrtten Grafen den Trank aus dem Wunderhorn bot, die Königin der Erdmännchen, die sogenannte 'Fehmöhme' gewesen sei. Die schlimme Wirkung des ausgegossenen Getränks, ein auch sonst wiederkehrender Sagenzug, fällt bei einem Becher, der nur Glück bringt,

¹ S. zB. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg I S. 41 Nr. 60. S. 61 Nr. 78. S. 84. Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder etc. S. 327 Nr. CDXLIII. Urquell VI S. 41 S. 153. S. 191.

² Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg I S. 491 f.

mindestens auf, und es ist möglich, dass in letzter Linie dahinter eine andere Vorstellung steht, die das Volk ätiologisierend entstellte. In der reichen Sammlung slavischer Hochzeitsbräuche, die uns Johannes Piprek geschenkt hat, lesen wir als Brauch aus dem Gouvernement Saratov (S. 45): 'Die Brauteltern kommen heraus (wenn der Zug des Bräutigams vor der Haustür angelangt ist) und bieten dem Bräutigam ein Glas Dünnbier an. Dieser trinkt das Bier nicht, sondern reicht es dem älteren družko, der es dem Pferd über die Mähne giesst. Darauf springt der Bräutigam vom Pferde, geht in die Stube und setzt sich neben die Braut.' Anderswo auf kleinrussischem Boden geht die Zeremonie bei der Hochzeit folgendermassen von statten (S. 35): 'Bei der Rückkehr aus der Kirche kommen die Brauteltern dem Paare mit einer Flasche Schnaps und dem Deckel vom Brottrog, der mit einem weissen Tuche zugedeckt ist, entgegen. Auf dem Deckel liegt ein Brot und ein Stück Salz. Das Paar verneigt sich vor den Eltern und erhält von ihnen den Segen. Der Brantvater reicht dem Bräutigam ein Glas Schnaps, der es dem maršalok über die rechte Schulter übergibt. Der maršalok giesst den Schnaps hinter sich.' Es scheint nicht ausgeschlossen, dass in der von uns angeführten Form der Zwergensage das Ausgiessen des genommenen Weins ursprünglich eine Handlung war, die durchaus keine Beleidigung der Spenderin bedeutete. Vielmehr dürfte es sich um eine Spende an eine Gottheit handeln, die als erste bedacht werden muss, ehe man selber zu trinken wagen darf; daher giesst man das Glas aus, ohne sich umzusehen, weil ein Anblick des Daimons Schaden bringen würde¹. Es gibt ausserdem andere Elbensagen, die unmittelbar das bieten, was wir als Parallele suchen. Als Beispiel möge eine Erzählung aus Poestions Lappländischen Märchen Nr. XXVII S. 117 hier folgen²: 'Es war', so heisst es, 'auch einmal ein

¹ Umschauen ist verboten bei zahlreichen Kulthandlungen; s. Rohde, *Psyche* II 85, 2. Das Ausgiessen des Getränkes, das nach unserer Auffassung ursprünglich eine Spende an die Gottheit war, wird auch von den Russen jetzt nicht mehr im alten Sinne verstanden, was weiter nicht Wunder nehmen kann. S. die Zeremonie bei Piprek S. 57. Der Bräutigam giesst den gebotenen Schnaps zweimal hinter sich, 'gleich als wenn er irgend einen Verrat vermutete', und trinkt erst beim dritten Angebot. Vgl. auch S. 81.

² Den allgemeinen Typus, dem die Legende angehört, findet

Knecht im Walde und jagte, bis er ganz ermüdet war und sich niedersetzen musste, um auszuruhen. Aber er hatte sich kaum gesetzt, als ein wunderschönes Weib (eine Elbin) zu ihm kam und ihm einen Trunk aus einem vergoldeten Napf anbot, den sie in der Hand hielt. Der Knecht vergaffte sich in das schöne Weib und trank aus dem Napfe. Aber im selben Augenblicke sah er sich in einen grossen Saal versetzt, der von Silber und Gold glänzte. Mitten im Saale stand ein Tisch, der sich unter der Last der leckersten Gerichte beugte, und das schöne Weib lud ihn ein zuzugreifen. Als er gegessen und getrunken hatte, sagte das Weib, dass er nun ihr Mann geworden sei. Und da er nichts Höheres wünschte, blieb er denn mehrere Jahre im Berge und Vitra gebar ihm drei Kinder.⁷

Der Vergleich gerade dieser Erzählungen ist nicht gleichgiltig, weil der König von Massalia, der seine Tochter vermählt, Nanus¹ heisst; und weil das Wort nanus im Lateinischen und Griechischen Zwerg bedeutet. Ob es das auch im Keltischen oder Ligurischen tat (denn nach Justinus war Nanus ein Ligurer), weiss ich natürlich nicht zu sagen, aber die Möglichkeit wird bei einem Worte von völlig dunkler Herkunft und bei der Sprachverwandtschaft der Völker nicht zu bestreiten sein, und wenn wir hier nur eine zufällige Übereinstimmung hätten, so wäre es ein merkwürdiger Zufall. Jedenfalls dürften Zwergensagen bei den Kelten eine Rolle gespielt haben, da sie noch heute zB. in der Bretagne sehr lebendig sind. Noch in modernen Geschichten erscheinen Zwerge als die alten Herren des Bodens, den sie widerwillig den neuen Herren, den Menschen, überlassen². Sie bilden Staaten mit einem König an der Spitze³. Vielfach wird von Ehen zwischen Menschen und Zwergen gefabelt⁴, und Zwergfrauen werden zu Stammmüttern man charakterisiert bei Schambach und Müller, Niedersächsische Sagen S. 381 f S. 383. S. 384. S. 397.

¹ Bei Justin 'Nannus', wie *vávvoç* und *vávvoç* (*nānus*) nebeneinander stehen; vgl. *Βπεράνωç* und *Βπερανωç* u. a. m. 'Zwerg' übersetzt Wilamowitz, Gr. Lesebuch, Erläuterungen II S. 139, und hält vielleicht mit Recht den Namen für griechisch.

² Grimm, Mythologie⁴ 380 f. mit Nachtrag zu 381.

³ Grimm aO. 374. Ich erinnere an die altfranzösische Oberonsage.

⁴ Revue des traditions populaires XXVII (1912) S. 163. 165 (Bretagne). Strackerjan aaO. I S. 499. Schambach und Müller aaO. S. 123. (131). Müllenhoff aaO. Nr. CDXX S. 310. Bartsch aaO. Nr. 75 S. 58 u. a. m.

menschlicher Geschlechter¹, sowie die Protiaden in Massalia ihre Genealogie auf die Tochter des Königs Nanos zurückführen.

Sind unsere Darlegungen richtig, so ist der Becher in der Massaliotischen Sage wohl bodenständiger Einschlag in eine weithin gewanderte Erzählung. Aber auch die Gestalt des Königs scheint sich ins Mythische zu verflüchtigen; nichts Greifbares bleibt in der Geschichte übrig als vielleicht der Name des Griechen, der die Braut gewann. Dass er ihr nach der Hochzeit einen anderen Namen gab, ist ja vielleicht auch ein Beweis dafür, dass eine 'Aufpfropfung' vorgenommen worden ist. Nun ist Massalia gar nicht so alt, seine Gründung fällt ins 7./6. Jahrhundert. Dass sie für Aristoteles mit Sage bereits völlig umspunnen ist, braucht trotzdem nicht wunderzunehmen.

Von Sitte und Brauch ein umfassendes Wissen zu haben ist wenig Sterblichen gegeben, und ich möchte meine Zeilen nicht anders verstanden sehen, denn als einen Versuch, den jeder besser Unterrichtete fördern oder auch widerlegen kann. Vielleicht wird ihm im Kreise kundiger Leser die Aufmerksamkeit zuteil, die ich ihm wünschen möchte. Noch will ich hinweisen auf eine Episode jüngerer Zeit in Jamblichs Dramaticon (S. 224, 19 H.), die in Zusammenhang mit den behandelten Geschichten zu stehen scheint. Der Schauplatz ist zwischen Euphrat und Tigris. Drei Jünglinge streiten, deren einem ein Mädchen einen Becher, aus dem es trank, gegeben hatte; dem zweiten hatte sie ihr Blumenkränzlein aufgesetzt, den dritten geküsst. Hier dient die Schale zur Gabe; das Ursprüngliche ist vergessen, falls Zusammenhang besteht. Verblasst, wie es zu sein scheint, kann das Motiv nur mehr als Erinnerung von irgendwoher gelten.

Wien.

L. Radermacher.

¹ Grimm Mythol. aO. S. 386 Anm. 1.